
EGON FLAIG

MACRON UND GOETHE

Vom Verlust der Geschichte und von der Notwendigkeit kultureller Rückbesinnung

Am 5. Februar 2017 rief der nachmalige Präsident der Französischen Republik in Lyon aus: »Il n'y a pas de culture française. Il y a une culture en France. Elle est diverse.«

Dieser Ausspruch erhellt wie nächtliches Wetterleuchten den tatsächlichen Verlauf des semantischen Horizontes einer anwachsenden Quote europäischer Politiker. Er kappt den Bezug zur kulturellen Vergangenheit des Abendlandes, d. h. des lateinischen Europa. Obendrein entwertet er alle kulturelle Dankbarkeit. Das wird Folgen haben, und die zeigen sich bereits an unseren Universitäten, aber auch in vielen anderen sozialen Bereichen. Kant und Schiller wußten, daß die Haltung »Ich schulde nichts, daher muß ich nichts rückerstatten« für jede Kultur selbstmörderisch ist. Denn die Manie, Ansprüche rücksichtslos zu stellen, läßt sich pflegen, je unwirscher man Pflichten abweist und je weniger man glaubt, dankbar sein zu müssen. Anspruchsberechtigte sind prinzipiell undankbar.

Aussprüche, welche die Existenz von nationalen Kulturen überhaupt abstreiten, sollten verantwortungsvolle Intellektuelle wachrufen. Wer sich noch gebildet nennen darf, wird zwar eingestehen, daß die abendländischen Gemeinsamkeiten um ein Vielfaches die nationalen Besonderheiten an Umfang und Intensität übertreffen, ruhen doch die nationalen Kulturen auf einem gewaltigen Fundament abendländischen Geistes. Jedoch zu leugnen, daß es nationalkulturelle Besonderheiten gibt und daß sie liebevoll gepflegt werden – im alltäglichen Umgang ebenso wie in der Literatur, in der Musik, in Theatern und Zeitschriften –, dazu ist nur imstande, wer entweder

bar aller Bildung ist oder aber sich fanatisch ideologisiert. Das unterscheidet den französischen Präsidenten von der sozialdemokratischen Integrationsbeauftragten Aydan Özoğuz. Als diese behauptete, es gebe keine spezifische deutsche Kultur, hatte sie nicht bloß vergessen, welcher Summe von deutschen Besonderheiten sie verdankt, daß sie so leben darf wie sie lebt, sondern sie offenbarte das Ausmaß ihrer Weigerung, ein kulturbedingtes Wertesystem persönlich und bewußt anzunehmen. Wenn es keine deutsche Kultur gibt, dann besteht auch keine Pflicht für den Immigranten, sich in eine solche Kultur zu integrieren. Dennoch ist, was die bildungslose Barbarin von sich gibt, weniger bedrohlich als das Anathema eines Intellektuellen, der sein philosophisches Diplom mit einer Arbeit über Hegel erwarb und keinem Geringeren als Paul Ricœur zwei Jahre lang dabei assistierte, dessen letztes Buch herauszugeben – ausgerechnet *La mémoire, l'histoire, l'oubli!* Macron weiß leider, was er sagt.

Was erlaubt ihm, die Existenz der französischen Kultur zu dementieren? Es ist jene globalistische Ideologie, welche die Menschen reduziert auf ihre bloße Eigenschaft, Arbeitskräfte zu sein. Solche eindimensionale Wesen sollen – laut Peter Sutherland, José M. Barroso und sogar Ban Ki Moon – sich ohne kulturelle Imprägnierung und rein ökonomisch motiviert über den Planeten ebenso ungehindert bewegen wie die Kapitalströme. Nicht nur die staatlichen Grenzen geraten zum bösartigen Überbleibsel aus einer Welt des Abschottens, desgleichen wird jedwede nationale Kultur eine illegitime Barriere, ausgrenzend und diskriminierend. Aber wie sollen Demokratien

funktionieren, wenn die Staaten sich auflösen? Denn Demokratien beruhen auf der Partizipation und folglich auf der Unterscheidung zwischen Bürger und Nichtbürger. Was eine »diverse« Kultur sein soll, das läßt dieser Diskurs der totalen Inklusion vorsichtshalber offen. Menschliche Kulturen, das lesen wir bei allen, die darüber nachgedacht haben, von Herodot bis Lévi-Strauss, müssen »Komplexität reduzieren«, sie müssen also Diversität radikal einschränken, um semantische Horizonte zu konstruieren und normative Orientierung zu gewährleisten. Der Intellektuelle Macron kennt die entsprechenden Texte. Nichtsdestotrotz löscht er – durch das selbstwidersprüchliche Konzept »diverse Kultur« – den Begriff der Kultur überhaupt. Denn dieser Blindbegriff birgt eine enorme globalistische Verheißung: Strategisch gebraucht, erspart er die doppelte Integration, ohne welche menschliche Kultur nicht zu dauern vermag, nämlich erstens die Integration der Fremden in die politische Kultur ihrer neuen Heimat, zweitens die Integration der nachgeborenen Generationen in das vorhandene moralische, ästhetische, wissenschaftliche und politische Wertesystem. Macron erhebt die Verweigerung von Dankbarkeit zur kulturpolitischen Maxime.

Der Glaube, nichts zu verdanken, ist ein erstrangiges kulturelles Phänomen der Postmoderne. Er unterspült nicht nur das Wissen, sondern auch die Demokratie, weil er ein eindimensionales Bewußtsein erzeugt, das sich mit Geschichtsklitterung begnügt, weil es zusammengeschrumpft ist auf absolute Synchronie – ein Bewußtsein, das jenem ähnelt, welches in Orwells 1984 den Untertanen der totalitären Regime der Zukunft anezogen wird. Die Postmoderne schreckt vor der Zumutung zurück, die großen kulturellen Errungenschaften memorialkulturell zu sichern. Luhmann und Habermas verordneten dem modernen Europa eine radikale Geschichtslosigkeit; und Koselleck verschrieb ihr eine memoriale Diät, die nur Zutaten aus der Zeit nach 1750 zuläßt. Allmählich wird offenkundig, daß Edmund Burke, Alexis de Tocqueville und Jacob Burckhardt die Weiseren waren, ebenso wie Goethe, der uns diese Verse aus dem »West-östlichen Divan« zum Nachdenken hinterlassen hat:

»Wer nicht von dreitausend Jahren,
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.«

Die Verse klagen ein kulturell notwendiges historisches Gedächtnis ein. Sich Rechenschaft geben kann man nur für etwas, was man selber getan oder erfahren hat. Der Hinweis auf »dreitausend Jahre« verschafft Klarheit darüber, daß das Subjekt einer solchen »Erfahrung« nur ein generationenübergreifendes Kollektiv sein kann. Bei dieser Zeitspanne ist es unwahrscheinlich, daß das Kollektiv ein Volk sei. Der Vers meint eine überspannende Kultur. Für Goethe ist es die abendländische, die er mit Homer beginnen läßt.

Welcher Art sollte die Rechenschaft sein für das, was die Griechen, Römer und die Menschen des Mittelalters getan und erfahren haben? Selbstverständlich keine moralische und keine rechtliche. Für vernunftorientierte Denker wie Goethe haben Menschen moralisch und rechtlich nur einzustehen für das, was sie selber taten und erfahren. Gemeint ist eine umfassendere Rechenschaft: Wir können uns jene Erfahrungen in kultureller Hinsicht zurechnen, weil unsere Erbschaft immer eine freiwillige ist. Tradition ist genau dies: Das bloße Hineinwachsen steigert sich zum bewußten Annehmen. Andernfalls bleibt man »im Dunkeln«. Wer dort bleibt, wird nicht gesehen – sein Leben »leuchtet nicht«. Schlimmer noch ist, daß er nichts sieht. Für ihn ist es egal, wohin er tappt; er kann die Richtungen nicht unterscheiden. Das ist die Situation des Orientierungslosen – jene Situation, die Tocqueville anspricht in dem Satz »Le passé n'éclairant plus l'avenir, l'esprit marche dans les ténèbres.« Der Orientierungslose bleibt »unerfahren«, weil er keine geistigen Koordinaten hat, um die Erlebnisse zu sortieren und zu deuten.

Goethe setzt voraus, daß unser Geschichtsbewußtsein »Erfahrung« sei. Dem kann die Memorialforschung nicht mehr zustimmen, denn unsere Erfahrung besteht nur aus dem, was uns selbst widerfährt, in der Spanne unseres Lebens. Als Metapher allerdings bezieht sich die »historische Erfahrung« auf etwas Wichtiges: Das kulturelle Gedächtnis verleiht uns ein Wissen über Vergangenes, das uns auf ähnliche Weise zu orientieren vermag wie unsere eigene Erfahrung. Der letzte Vers deutet die äußerste Konsequenz eines Zustandes der Verlorenheit an: Von Tag zu Tage lebt, wem der zeitliche Verlauf in zusammenhangslose Momente zerbricht und keine vitale Dynamik mehr enthält. Dem Orientierungslosen entgleitet sogar der Sinnzusammenhang seines eigenen Lebens.

Der Althistoriker Alfred Heuß diagnostizierte schon 1959 einen »Verlust der Geschichte«, abzulesen daran, wie fremd die Besonderheit der historischen Reflexion geworden ist, insbesondere unter Kulturwissenschaftlern. Gerade bei ihnen erregt Mißmut, wer »Rückbesinnung« vorschlägt. Weist man darauf hin, daß bestimmte Errungenschaften der Antike bis heute maßstäblich geblieben sind, so etwa das wissenschaftliche Denken, die republikanischen Prozeduren, das anthroponome Recht und die anthroponomen Ordnungen, insbesondere die Demokratie, dann riskiert man, offenherzig verdächtigt zu werden, man sehne die »idealisierten Zustände der Antike« zurück. Gegen solches Unverständnis ist schwer anzukommen, weil es mit der dramatisch abnehmenden Bildung einhergeht. Selbstverständlich geht es der Rückbesinnung nicht darum, Vergangenes zu idealisieren; trotzdem kann historische Reflexion von Maßstäblichkeit sprechen. Sie kann sogar behaupten, die griechische Demokratie stelle die »Ideallinie« für die Demokratie überhaupt dar, womit ausgesagt ist, daß ein empirisches Phänomen der Geschichte, welches tatsächlich existierte, in einer bestimmten Hinsicht maßstäblich ist, aber eben nur in dieser. Daß es aus historischen Gründen nicht möglich ist, vergangene Ideallinien zu erreichen, damit rechnete man bereits im 17. Jahrhundert; und der große Theoretiker der Volkssouveränität, Jean-Jacques Rousseau, schrieb im »9. Brief«, die Kluft zwischen der Moderne und der Antike sei unüberbrückbar. So haben wir eine Unterscheidung zu setzen: Was maßgeblich ist für das reflexive Einholen unseres Ist-Zustandes, kann und darf nicht normativ sein. Denn die Normen, nach denen wir politisch handeln, können im heutigen menschenrechtlichen Horizont nicht mehr jene der Antike sein. Dennoch ist Maßstäblichkeit ein unverzichtbarer Begriff in der historischen Reflexion, wenn es darum geht, Skalen zu erstellen und Unterschiede genau zu fassen. Diese Reflexion bedient sich der Vergangenheit wie eines Spiegels. Indes, es wäre sinnlos, einem Spiegel ähnlich werden zu wollen.

Von einem weberianischen Standpunkt ließe sich einwenden: Um die eigene Besonderheit zu bemerken, kann alles Fremde überhaupt zum Spiegel dienen. Eine vergleichende Kultursoziologie müßte diesem Einwand zustimmen. Aber historische Rückbesinnung will mehr leisten, nämlich Bezüge herstellen zu jenen Halte-

punkten in der Vergangenheit, die für uns orientierungsrelevant sind. Deutlicher: Aus dem bloßen Kontrast zu einer anderen Kultur ergibt sich keine Einsicht in den Wert der festgestellten Besonderheiten. Zwar erlaubt uns die Differenz, den funktionalen Nutzen des Besonderen zu erkennen. Aber der Nutzen ist nicht der Wert. Die historische Genese hingegen sagt uns, gegen welche Alternativen und unter welchen Gefahren eine Errungenschaft entstand, was sie bedroht und von welchen Voraussetzungen sie zehrt. Daher erkennen wir uns selbst am besten in jenem fernen Spiegel, der, wie der Gräzist Uvo Hölscher es ausdrückte, »unser nächstes Fremdes« ist. In ihm gewahren wir, mit welchen Einsätzen und Opfern all das errungen wurde, was uns teuer ist; und teuer ist es uns, weil es zum innersten Kern unseres Selbst geworden ist.

Selbstbesinnung behütet uns davor, die bloße Faktizität als unbefragbare Notwendigkeit hinzunehmen. Sie kann nicht gelingen ohne Rückbesinnung, denn sie stößt rasch auf die Einsicht, daß dieselbe Faktizität, obschon historisch kontingent, keinesfalls beliebig ist und sich nach Mutwillen austauschen ließe. Kommt solche Selbstbesinnung abhanden, gleitet das jetzige Denken in eine geistige Eindimensionalität, die letztlich zum kulturellen Gefängnis würde. Dann sind die bedrohten Errungenschaften der Aufklärung nicht zu bewahren. Vor allem darum ist es eine kulturelle Pflicht dieser Generation von Intellektuellen, den »Verlust der Geschichte« rückgängig zu machen. Kulturelle Pflichten einzulösen vermag nur, wer seiner Kultur dankbar ist; und nur wer ihre Existenz anerkennt, vermag ihr Dank abzustatten.